

PSYCHOANALYSE

35/2006

IM

wider

spruch

Thema:

Psychosozial-Verlag P  V

Inhalt

Editorial	5
Joachim Küchenhoff: Denken an den Anderen	7
Werner Balzer: Symbolisierung als Re-Präsentation von Getrenntheit – ein Auslaufmodell?	27
Eberhard Th. Haas: Transformation der Gewalt und der Ursprung der Neurosen	39
Michael Gingelmaier: Gewalt und Männlichkeit	57
Mirjam Liepmann: Frauen und Krieg	77
Andreas Schick: Gewaltprävention in Grundschule und Kindergarten mit Faustlos	91
* * *	
Joachim F. Danckwardt: Neuere Entwicklungen filmischer Verarbeitungen der Shoah nach fünfzig Jahren	107
* * *	
Rezension	143
Veranstaltungskalender	147
Filmkalender	151
Autorinnen und Autoren dieses Hefts	157

Editorial

Nein – die Redaktion hat dieses Jahr kein Freud-Gedenkheft vorgesehen. Vielleicht wird im kommenden oder im übernächsten Jahr die Gelegenheit für eine Nummer mit Beiträgen zur Geschichte der Psychoanalyse ergriffen, wenn der Rausch der Feiern vorbei ist. Und es gibt ausreichend gute Argumente für die Beschäftigung mit anderen, nicht weniger interessanten Themen – wie in der vorliegenden Nummer mit dem Thema der Gewalt.

Der Beitrag über die filmische Bearbeitung der Shoah bildet den Übergang vom Themenschwerpunkt des vorangehenden Hefts zum Thema dieses Hefts. Dieser Beitrag hat im vergangenen Jahr noch nicht erscheinen können.

Die Redaktion

Denken an den Anderen

Grundlagen einer (Gewalt-) kritischen Psychoanalyse¹

Rittmeister, Hölderlin und Derrida

John Rittmeister, dessen Todestag, dessen Ermordung durch die Nazis sich 2003 zum sechzigste Mal jährte, hat wenige Stunden vor seiner Hinrichtung einen Abschiedsbrief an seine Frau Eva geschrieben, und er hat darin einen – wie er sagt – »schönen Vers« Hölderlins zitiert: »Nährte die Parze nicht selber mich?« (Rittmeister 1992, S. 169) Wie kaum einer, kaum einer v. a. unter den deutschen Psychoanalytikern, hat Rittmeister der Gewalt der Nazis bis in den Tod widerstanden und Widerstand geleistet.

Es ist noch eines Anderen zu gedenken, der für sich bekannt hat, daß das Wort Widerstand, *résistance*, für ihn »das schönste Wort der Politik« geblieben ist und daß es mit dem »ganzen Pathos meiner Nostalgie beladen« sei – einer Nostalgie, »die also zu analysieren bleibt oder die der Analyse widersteht, wie der Nabel des Traums« (Derrida 1998, S. 130), der bis zum Ende seines Lebens das Widerständige der Psychoanalyse bedacht oder die in der Psychoanalyse inhärenten Widerstände gegen die eigene Widerständigkeit aufgedeckt hat – also an Jacques Derrida, der im vorigen Jahr gestorben ist und der nicht nur einer der größten Philosophen des 20. Jahrhunderts war, sondern der immer an der Psychoanalyse festgehalten hat und von dem diese immer noch zu lernen hat.

Zwischen beiden, zwischen Rittmeister und Derrida, soll ein unmöglicher Dialog geknüpft werden. Haben sie einander etwas zu sagen – oder zu schreiben? Ein solcher Austausch läßt sich ganz behutsam beginnen: Derrida hat uns eine besondere Form der Lektüre empfohlen, eine, die nicht sofort auf ein Ziel ausgeht, sondern den Sinn suspendiert, eine, die statt sich auf eine Lösung zu konzentrieren, die Gedanken ausstreut, disseminiert, die sich tragen läßt von der Sprache oder der Schrift, ihren Rändern, dem scheinbar Nebensächlichen – Derrida war ein Schriftgelehrter, darin der eigenen jüdischen Tradition verpflichtet, die er nicht gezielt pflegte und die ihm trotzdem auf den Leib geschrieben war: vielleicht ist die disseminierte Lektüre Ausdruck jüdischer Schriftkultur, und vielleicht hat die freie Assoziation Freuds mit der Dissemination Derridas hier eine gemeinsame Wurzel.

Die Dissemination der Lektüre Rittmeisters erlaubt, sich ein Stückchen weit tragen zu lassen, also die letzten Worte Rittmeisters ernstzunehmen und sich von

¹ Überarbeitetes Vortragsmanuskript, 12. Rittmeister-Gedächtnis-Vorlesung, Berlin, 11. Februar 2005.

ihnen auf die Suche nach dem »schönen Vers« schicken zu lassen. Er ist einer Strophe von Hölderlins Gedicht »Dichtermut« entnommen, das – wie so viele Gedichte Hölderlins – in mehreren gültigen Fassungen überliefert ist. Ich zitiere die erste Strophe der zweiten Fassung:

Sind denn Dir nicht verwandt alle Lebendigen,
Nährt die Parze denn nicht selber im Dienste Dich?
Drum, so wandle nur wehrlos fort durchs Leben,
und fürchte nichts!

Deutscher unter Deutschen, einsames Opfer unter lauter Tätern: in dieser grausamen Situation erinnert sich Rittmeister an einen deutschen Dichter, vielleicht an *den* deutschen Dichter, Hölderlin. Widerstand bis zum letzten Moment, Widerstand, der einen Zusammenhang behauptet: Rittmeister überläßt die kulturelle Tradition nicht den Nazis, sondern bewahrt sie für sich, für die Nachwelt, für uns heute. So ist es kein Zufall, daß die erste Strophe die Verwandtschaft mit den Mitmenschen thematisiert; selbst in unmittelbarer Gegenwart der Vernichtung durch Menschen wird an dem menschlich Gemeinsamen, an der Solidarität festgehalten. Rittmeister hatte die zweite Zeile dieser Strophe – leicht verändert - zitiert, die auffallendste, am wenigsten leicht zugängliche Zeile, die zugleich die bedeutendste ist: die Parze ist das Schicksal, die Schicksalsgöttin, das zugeteilte, unverfügbare Moment im eigenen Leben. Und dieses Schicksal wird mit dem »Dienste« verbunden: In der ersten Fassung heißt es: »Nährt zum Dienste denn nicht selber die Parze dich?«. Das Schicksal, das zum Dienste bereit macht – muß man die Zeile nicht lesen als ein Einverständnis mit dem Verhängten, mit dem sicher nicht irdischen, aber göttlichen Gesetz, das nicht nur nicht aufgegeben werden soll in einer solchen Stunde, sondern das »nährt«, das also die eigene Entwicklung gebildet, ausgemacht hat, und so gestärkt hat, daß es möglich ist, wehrlos, d. h. ohne Gewalt, ohne Gegengewalt auszukommen und furchtlos zu sein?

Ich lese die Zeilen als einen Brief, nicht nur an die Ehefrau, sondern auch an uns. Eine hinterlassene Botschaft – die es behutsam zu entziffern gilt: »Ich appelliere an den furchtsamen Leser und klage ihn an, der unter Druck steht, sich zu begrenzen, der entschieden ist sich zu entscheiden [...]. Es ist schlecht, die eigene Lektüre vorzubestimmen, es ist immer schlecht, vorher zu wissen.« (Derrida 1980, S. 9[Übersetzung J. K.]). Das sagt der Icherzähler eines wissenschaftlichen Briefromans, den Derrida zur Philosophie und Psychoanalyse geschrieben hat. Lesen wir den Brief, das Gedicht also mit Behutsamkeit. Wehrlosigkeit, das könnte mit so viel gutem Grund die Klage des unschuldig Hingerichteten sein, hier aber, im »Dichtermut«, wird Wehrlosigkeit zur Furchtlosigkeit. Der Verzicht auf Gewalt ist nur möglich, wenn es eine Bestimmung gibt, an der festgehalten wird, und die einen mit allen Menschen verbindet, ein Wertesystem. Wehrlosigkeit ist nur möglich als Folge von Solidarität, als Folge des Festhaltens an der Verwandtschaft der Menschen.

Diese Verwandtschaft der Menschen untereinander aber ist unverfügbar, also nicht in sichere Verwahrung zu nehmen, kein ewiger Besitz, sondern im Fortgang des Lebens immer neu herzustellen – so läßt sich der Verweis auf die Parzen verstehen.

Das Gedicht spannt drei Gesichtspunkte auf, die Bestimmung, die Solidarität, die Unverfügbarkeit, und bezieht sie aufeinander. Wird diese Interpretation nur Hölderlin gerecht, oder auch Rittmeister, oder auch schon Derrida? Wer sich von der Lektüre noch weiter tragen läßt, liest im Gefängnistagebuch Rittmeisters unter dem Eintrag vom 12. Januar 1943 eine bemerkenswerte, nicht leicht zu verstehende Passage: »Hier bei Schopenhauer-Hartmann stehen sich gegenüber: Egoismus und Erleben der Einheit zwischen mir und den Andern. In meiner Formulierung stehen sich gegenüber: Subjektivismus, Egozentrismus (Hineinziehen des Andern in meine Sphäre, so daß er nurmehr Anlaß und Mittel ist, *élargissement du moi*) einerseits, andererseits: Eigenständigkeit des anderen Ich [...]. Eigenständigkeit bedeutet hier soviel wie: dieselbe unabhängige und souveräne Verfassung besitzen, die ich für mich in Anspruch nehme. Das ist die Wesensidentität der Individuen unter sich. Wenn diese aber angenommen wird, so kann diese nur als Folge der Identität mit dem Absoluten angesehen werden« (Rittmeister 1992, S. 78-79).

Die behutsame Lektüre des Hölderlin-Gedichts, so zeigt sich, wird auch Rittmeister gerecht: er spricht vom Absoluten, das hier offenbar theologisch gedacht ist, die Solidarität ist durch die »Wesensidentität der Individuen unter sich« gestiftet, und die Unverfügbarkeit ist der Eigenständigkeit des anderen Ichs verwandt. Wie aber sind Solidarität, Bestimmung und Unverfügbarkeit miteinander verbunden? Gibt das Zitat auch darüber Auskunft? Es ist tiefgründiger, als eine oberflächliche Lektüre mit vorschneller Eingemeindung in bereitliegende Sinnkonzepte ahnen läßt: die »Wesensidentität der Individuen unter sich«, damit ist nicht etwas diffus Allgemein-Menschliches angesprochen, sondern präzise die Eigenständigkeit definiert, nämlich als Symmetrie von Ansprüchen, die jeder gegenüber dem Anderen vertritt, und in denen er dem Anderen gleicht: die Solidarität ist eine, die auf der Wechselseitigkeit einer Anerkennung von Eigenständigkeit basiert. Wenn dies die Wesensidentität ist, die auf der Identität mit dem Absoluten aufbaut, dann ist das Absolute nicht einfach das Göttliche in einem naiven Verständnis, sondern das Paradox eines ganz Anderen, das im Wortsinn Abgelöste, das radikal Eigenständige, das zugleich alle Menschen verbindet: größte Ferne und Vertrautheit zugleich, Einheit der Gegensätze und deren Akzeptanz. Wenn die Bestimmung einer Wertordnung in der wechselseitigen Anerkennung von Differenz und Andersheit liegt, dann in der Tat ist die Verbindungslinie, die zwischen Rittmeister und Derrida scheinbar so willkürlich gezogen worden ist, ertragreich und interessant.

Die soeben vorgestellte Lesart kann auf den schrecklichen Kontext des Abschiedsbriefs und den politischen Widerstand zurückbezogen werden: das Hölderlinsche »Sind denn Dir nicht verwandt alle Lebendigen?« erscheint nun in einem

anderen Licht. Denn diese Verwandtschaft ist nicht mehr eine des Blutes, sondern eine Verwandtschaft der Differenz und der Anerkennung. Diese Solidarität der Differenz führt, wird sie ernstgenommen, dort notwendig zum Widerstand, wo Differenz verboten und der Fremde getötet wird.

Derrida und der Dekonstruktivismus

Différance, Differenz, umformuliert zu *différance*, Aufschub: das ist, nach der Dissemination, ein zweiter Zentralbegriff Derridas. Niemand hat ein Denken der Differenz so ernstgenommen wie er. In Übereinstimmung mit anderen philosophischen Strömungen des 20. Jahrhunderts verabschiedet Derrida die Metaphysik, er verneint, daß es den absoluten Ursprung und das absolute Ziel unseres Seins, unserer Existenz, unseres Erlebens etc. gibt. Verabschiedet wird aber auch der *eine* Sinn, *der* Sinn des Lebens, die *eine* Bedeutung einer Aussage oder eines Textes. An der Stelle des Ursprungs steht der absichtsvoll widersprüchliche Begriff der Ur-Spur: dort, wo der Anfang ist, ist bereits Spur, und jede Spur verweist auf ein vorgängig Anderes: nachträglich nur setzen wir den Anfang. Dort, wo wir über unser Bewußtsein, unsere Sprache etc. noch nicht verfügen, dort ist das ursprüngliche Ereignis eine Annahme, was wir als Ursprung unseres Erlebens, unseres Schmerzes etc. zu erkennen meinen, das ist nicht mehr Original, sondern Umschrift, nachträglich erst faßbar – und spätestens hier wird deutlich, wie viel das Denken der Differenz der Freud-Lektüre verdankt, hat doch Freud die Nachträglichkeit zu einem theoretischen Begriff erhoben, der das Verhältnis von Ereignis und Folge, z. B. die zeitlich verschobene Wirkung von Traumata, umschreibt. Mit dem Betonen der *Différance* wird auch das Subjekt dekonstruiert: es ist die Vorgängigkeit der Sprache, die uns spricht, mehr als wir sie sprechen; das Andere der Sprache ist mir vorgängig und Teil einer symbolischen Ordnung, der ich mich unterzuordnen habe. es gelingt nicht, sich sprechend der Ursprünge der Sprache ganz zu versichern, immer bleibt ein Rest, der auf Unerkanntes, der auf Unbewußtes verweist, oder ein Rest, der ausgeschlossen, verworfen ist, ein nicht repräsentierbarer Rest, der nach Übersetzung verlangt. So ist das Denken immer in sich verschoben, nie mit sich selbst identisch. So ist Interpretation immer und prinzipiell unabschließbar. Aufschub, Differenz und Spur, auch Übersetzung sind die Grundbegriffe, die an die Stelle von Erfüllung, von Identität, von Gegenwärtigkeit und Evidenz treten.

Die Differenz, die Psychoanalyse, der Andere

Ohne die psychoanalytische Erfahrung wäre diese Philosophie der Differenz nicht möglich, ohne die Philosophie des Dekonstruktivismus gelänge es umgekehrt nicht gut, die psychoanalytische Erfahrung auf den Begriff zu bringen und sie in den Kontext einer politischen Theorie einzuordnen. Die psychoanalytische Differenzenerfahrung ist eine, die sich zunächst an der Differenz zwischen Bewußtheit und Un-